

ESKANDAR ABADI

**LESE-
PROBE**



AUS DEM
LEBEN EINES
BLINDGÄNGERS

ROMAN

KATAPULT

MUSIK

Gesungen habe ich schon mit fünf Jahren, auf den Zugfahrten von Isfahan nach Ahwas. Immer, wenn mein Vater aus dem Dritte-Klasse-Abteil ging, um Besorgungen zu machen, hatte er es beim Zurückkommen schwer, sich durch die Schar der Zuhörer zu kämpfen. Mein Repertoire bestand aus Erwachsenenliedern, von deren romantischen und melancholischen Inhalten ich keine Vorstellung hatte, deren Rhythmus ich aber problemlos beherrschte. Da ich jedoch wusste, wie teuer Instrumente waren, kam mir nie in den Sinn, eines zu spielen – bis mich unser Musiktalent Schahram entdeckte.

An einem Frühlingsnachmittag trafen sich Musiker des Ölberg-Blindenheims und spielten Volks- und Tanzlieder, jedoch ohne Trommelbegleitung. Ich, der ich vor lauter Aufregung nicht an mich halten konnte, nahm einen herumliegenden leeren Kanister und begann, mit aller Kraft das neun- oder zehnköpfige Ensemble zu begleiten.

Plötzlich stoppte Schahram, der mit seinem Akkordeon lauter als alle anderen war, und fragte: „Hey, wer schlägt denn da so gut den Rhythmus?“

„Das war ich! War das wirklich gut?“

„Und ob. Du musst was Ordentliches spielen. Komm, Junge, möchtest du Geige spielen?“

„Geige ist teuer.“

„Stimmt. Aber bald haben wir Sommerferien und du kannst im Garten Unkraut jäten; mit dem Lohn gehst du dann zu Hairapetian und fragst ihn, was eine halbe Geige kostet. Für dich kommt sowieso höchstens eine halbe Geige infrage.“

„Was soll ich denn mit einer halben Geige, mit der kann man doch gar nicht spielen!“, rief ich entrüstet.

„Nein, du Depp, eine halbe Geige sieht wie eine ganz normale Geige aus, ist aber nur halb so groß“, entgegnete Schahram.

Ich ging also zu Hairapetian.

Sein Geschäft für Musik und Elektrisches lag im Chaharbagh-Bezirk, eine gute Stunde Fußweg von unserem Heim entfernt. Alle staunten, als wir Blinde schnurstracks in sein Geschäft gingen, aber es war ganz einfach: Es roch nach den Verpackungen neuer elektrischer Gerätschaften, nach Radios, Kassettenrekordern und so weiter. Schon aus dem Taxi roch ich sein Geschäft und bat den Fahrer, dort anzuhalten.

Ich ging also zu ihm und fragte nach dem Preis einer halben Geige.

„Zu teuer für dich, Kleiner. Geh und spare erst sechzig Toman. Das ist mein letztes Angebot. Keinen Groschen weniger. Sechzig Toman. Hast du verstanden?“, sagte er mit seinem armenischen Akzent — er sprach das lange A wie ein kurzes und das kurze wie ein langes.

„Sechzig Toman sind sechshundert Rial, oder?“, fragte ich.

„Genau. Du kannst schon gut rechnen. Wie alt bist du denn?“

„Ich bin zwölf. Wir haben auch schon Bruchrechnung.“

„Hier gibt's keine Brüche“, erwiderte er. „Runde sechzig Toman. So. Und jetzt muss ich weiterarbeiten. Tschüss.“

„Darf ich die Geige wenigstens mal sehen?“

„Wie willst du sie denn sehen? Du kannst sie nur kurz betasten. Hier.“

Er gab mir eine Geige in die Hand. Vor Spannung hätte ich schreien wollen, wenn mich der Anstand nicht zurückgehalten hätte.

Die eine Stunde, die ich bis zum Heim brauchte, verging im Nu. In Gedanken zählte ich bereits die Scheine und Münzen, hielt die Geige bereits im Arm, ich spielte darauf bereits meine ersten Lieder und bekam Beifall von Schahram und anderen Freunden. Ich lachte die Erwachsenen aus, die eine so schöne und tadellose ganze Geige „halbe Geige“ nannten.

„Du einen Toman am Tag kriegen. Wenn Feiertag, du auch arbeiten“, radebrechte Frau Stamm und klang glücklich. Gleich am ersten Tag der Sommerferien war ich Punkt neun bei unserem Gärtner, der jedem von uns drei Kandidaten ein Stück mit Obstbäumen bestandenen Garten zuwies, das wir vom Unkraut befreien sollten. Ich arbeitete so eifrig, dass er mich oft eine Pause einlegen ließ und mit frischen, süßen Tomaten aus

dem Garten belohnte. Oft ertappte ich mich dabei, wie ich das Unkraut rhythmisch aus dem Boden herausschnitt. Die Sichel war mein Bogen und der Unkrautstrauch der Geigenhals.

Bereits nach zwei Wochen mussten wir für ein paar Stunden auf die Unkrautberge steigen und sie platt stampfen, um mehr Raum zu gewinnen. War der Garten groß genug, um meine sechzig Tage dort abarbeiten zu können?, dachte ich besorgt und fragte mich, ob man auch mit wunden Fingern gut Geige spielen könne. Spielkameraden und Erzieher fragten mich, warum ich seit einiger Zeit immer nach ranzigem Fett stänke. Um später die Geigensaiten nicht zu beschädigen, cremte ich mir nämlich nachts die Finger mit Butter ein, die ich beim Frühstück heimlich in einem Taschentuch versteckte. Jede Nacht zählte ich die Löcher, die ich zum Feierabend in ein dickes Blindenschriftpapier stanzte, und begann immer wieder von vorne, weil ich annahm, ich hätte mich verzählt. Sobald ich mir der gezählten Anzahl sicher war, stellte sich ein Gefühl von Stolz auf meine Arbeit und mein zukünftiges Geigenspiel in einem Orchester ein.

Ich träumte davon, als Solist im Radio gespielt zu werden; meine Mama hielt dem Sprecher Rouhani den Mund zu, damit er meinen Namen nicht aussprechen konnte, aber seine Stimme kam so laut aus dem Gerät, dass mein Vater sich die Ohren zuhielt, bevor er mit meinem Blindenstock in der Hand zu mir sprang, um mich für meine Musik, die er als Sünde empfand, zu verhauen. Er reagierte fassungslos, als ich seinen Hieben auswich, er glaubte, ich könne plötzlich sehen. Meine Mutter sagte vermittelnd, dass mich vielleicht der Trost, den die Musik spende, sehend gemacht habe, und dafür bekam sie statt meiner die Schläge ab.

Endlich war es so weit. Frau Stamm rief uns zu sich und gab uns dreien jeweils einen Umschlag.

„Abdullah, du fünfundzwanzig Toman, Musa, du achtunddreißig, und Floh, du, du wie viele?“, fragte sie und äußerte durch ihren Tonfall die Hoffnung, dass ich richtig antworten würde.

„Genau sechzig Toman!“, schrie ich stolz.

„Nicht verlieren, schlampiges Flöhchen. Sonst erst nächstes Jahr deine Geige kaufen. Es sind zwölf Scheine“, sagte sie mütterlich.

Es war ein Donnerstagabend, den ich verfluchte, weil die Geschäfte erst am Samstag öffnen würden.

In dieser Nacht zählte ich unzählige Male die Scheine, weil sie mal mehr, mal weniger als zwölf waren, und ich konnte meine Panik nur mit Gewalt unterdrücken. Der Freitag dauerte für mich mindestens eine Woche, als ich aber endlich den Duft von Styropor und Elektrogeräteverpackung roch, war all mein Kummer vergessen. Stolz trat ich in das Geschäft und begrüßte herzlich Hairapetian, der mich offensichtlich sofort wieder loswerden wollte.

„Was willst du, Junge?“, fragte er genervt und setzte sein Gespräch mit einem Kunden auf Armenisch fort, während er gleichzeitig Sachen hin- und herrückte.

„Ich wollte nur meine Geige abholen“, platzte es aus mir heraus wie eine Selbstverständlichkeit.

„Deine Geige? Du hast keine Geige hier. Was meinst du denn mit ‚meine Geige?‘“

„Ich habe jetzt das Geld. Sie haben mir doch die sogenannte halbe Geige gezeigt. Es ist so weit“, versuchte ich ruhig zu bleiben.

„Ich habe niemandem was gezeigt. Eine halbe Geige habe ich schon, aber die ist zu teuer für dich. Bring mir fünfundsechzig Toman und ich gebe dir die halbe Geige. So, und nun verschwinde, ich habe zu tun.“

Meine Welt brach zusammen. Ich brachte keinen Ton hervor. Ich wusste nicht, ob der Umschlag in meiner Hand brannte oder sich meine Nägel in meine Handfläche bohrten.

Schließlich brach es aus mir heraus: „Was erzählen Sie da? Ich war vor zwei Monaten hier und Sie sagten mir, ich solle sechzig Toman mitbringen. Sie haben mir selbst die Geige gezeigt. Ich habe genau sechzig Toman mitgebracht. Warum lügen Sie?“

„Hier wird nicht gefeilscht. Fünfundsechzig habe ich gesagt. Keinen Groschen weniger.“

Ich war mit meinen Kräften am Ende: All die Arbeit, die mir wegen der Hoffnung so viel Spaß gemacht hatte, erschien mir jetzt wie eine Strafe. Das Unkraut, das ich gejädet hatte, stank mir wie Schimmelpilz. Ich versuchte zu weinen, aber keine Träne tropfte. Gelähmt stand ich da und rührte mich nicht, als Hairapetian seine Stimme erhob: „Was willst du noch hier? Ich habe zu tun, du stehst den Kunden im Weg.“

Ein alter Mann begann, mit ihm auf Armenisch zu schimpfen. Irgendwie verstand ich, dass es um mich ging. Ständig kam das Wort „Geige“ in ihrem Streit vor. Und ein-, zweimal hörte ich „blind“.

Der verfluchte Gauner Hairapetian sagte immer wieder Wörter, die ein „tsche“ beinhalteten, und ich wusste, dass „tsche“ auf Armenisch „nein“ hieß und auch die Verneinung mit „tsche“ gebildet wurde. Aber der alte Mann ließ nicht locker, immer lauter und bestimmter redete er auf Hairapetian ein. Dabei blieb er aber erstaunlich ruhig und freundlich. Der Alte hätte sein Vater sein können, dachte ich, und freute mich über diese Vermutung.

Plötzlich rief er mich zu sich: „Hör mal, Junge, bei wem möchtest du denn Geige lernen? Bei deinem Vater vielleicht?“

Ein kalter Schauer lief mir den Nacken hinunter.

„Ja genau. Bei meinem Papa“, log ich.

„Eine Künstlerfamilie. Sehr schön“, stellte er zufrieden fest.

Ich stand vor ihm wie jemand, der einen Auftrag erwartet.

„Wenn du mir versprichst, mir fünf Lieder vorzuspielen, sobald du ein wenig Geige gelernt hast, zahle ich dir diese fünf Toman. Abgemacht?“, fragte er väterlich.

„Mach ich gerne! Mach ich unbedingt. Aber wo wohnen Sie denn?“

„Ach, das spielt keine Rolle. Ich bin normalerweise immer hier. Sobald du fünf Lieder kannst, kommst du hierher und spielst sie mir vor.“

Nun konnte ich meine Tränen nur noch mit Gewalt zurückhalten.

Ich merkte nicht, ob ich Hairapetian den Geldumschlag reichte oder ob er ihn sich griff, jedenfalls gab er mir einen kleinen Kasten und komplimentierte mich grob hinaus.

Der Laden, der für mich zwischenzeitlich nach verkohltem Kabel gestunken hatte, duftete wieder nach Elektrogeräteverpackung und ich konnte nicht umhin, immer wieder den Kasten zu schütteln, in der Hoffnung, irgendeinen Klang herauszuhören. Der Weg zum Blindenheim hätte meinerwegen zehn Stunden dauern können, denn alle dreißig, vierzig Schritte öffnete ich den Kasten und berührte die Geige, die wie ein Baby in seinem Bettchen schlief und nur zaghaft Laute von sich gab, wenn ich an einer der Saiten zupfte. Ich legte eine enorme Energie an den Tag, um schnellstmöglich fünf Lieder zu lernen. Es gelang mir tatsächlich innerhalb eines Monats.

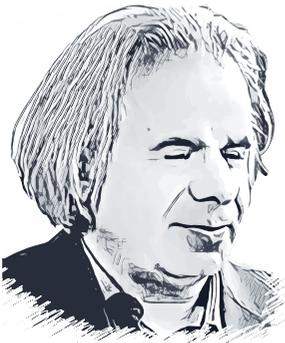


Foto: privat, Illustration: KATAPULT

Eskandar Abadi ist Journalist, Musiker und Übersetzer. Er wurde 1959 in Mahschahr im Iran geboren und studierte Staatsrecht in Teheran, bis 1980 alle Universitäten im Zuge der Iranischen Kulturrevolution geschlossen wurden. Um den Repressalien der neuen Islamischen Republik zu entgehen, flüchtete er nach Deutschland und studierte Politikwissenschaften und Germanistik in Marburg. Heute ist Eskandar Abadi Redakteur bei der Deutschen Welle und lebt mit seiner Familie in Köln. Er ist geburtsblind.

Wie hört sich die Revolution an, wie riecht eine Demonstration und wie schmeckt die Diktatur? Nader, ein geburtsblinder Iraner, wird 1980 an der iranisch-türkischen Grenze von den Revolutionsgarden daran gehindert, das Land zu verlassen. Er verschwindet spurlos. Sein Begleiter Musa schafft es bis nach Deutschland und mit ihm eine Aktentasche voller Notizen, in denen Nader aus seinem Leben erzählt: von der Gewalt in den Erziehungsheimen, seiner Liebe zur Violine, die er vor seinem religiösen Vater verheimlichen muss, und von den Wirren der Iranischen Revolution.

KATAPULT-Verlag GmbH
Walther-Rathenau-Straße 49A
17489 Greifswald

verlag@katapult-verlag.de
www.katapult-verlag.de